

Julia Koll

Das Herz und die wilden Ränder / Impuls am 4. Mai 2023

Gottesdienst im Aufbruch.... Ich könnte Reisegeschichten erzählen, etwa vom Frühling auf Madeira. Ich könnte Reisegeschichten erzählen und Sie mit Wandermetaphern beglücken:

- Etwa wie ich auf halbem Wege zum Flughafen bemerkte, dass die *Sohlen meiner Wanderschuhe* brüchig sind und wie sie dann pünktlich zur Landung in Funchal, bei meinen ersten Schritten auf unbekanntem Terrain, abfielen.
- Oder von den *Bremsen* unseres kleinen und nicht sonderlich ps-starken Mietwagens, die auf halbem Wege ins Tal auf einmal lichterloh brannten.
- Oder aber von den 74 verschiedenen Grüntönen entlang der Levadas, von wilden Lilien und Ziegenböcken, dem Duft von Eukalyptus, der trägen Gischt am Fuße der Klippen und dem irren Türkis des Atlantiks.

Etwa so könnte ich vom Aufbrechen zu neuen Ufern erzählen, aber wenn ich an Gottesdienst denke, interessiert mich die andere Hälfte des Teekesselchens mehr....

*

aufbrechen - transitiv: etwas, das verschlossen ist, mit Gewalt öffnen; es in einzelne Stücke brechen; gehoben: etwas unachtsam und mit Hast öffnen; oder intransitiv: sich plötzlich (ohne äußere Einwirkung, von selbst) öffnen; gehoben: (plötzlich, wieder) deutlich erkennbar, sichtbar werden

Den Gottesdienst mit Gewalt zu öffnen, liegt uns vermutlich allen ferne, Unachtsamkeit und Hast sowieso. Halten wir uns also ans Intransitive: Was tritt zu Tage, wenn das gottesdienstliche Leben auseinanderbricht? Mich interessiert die gestaute Energie, die da frei wird. Das Herz, womöglich. Mich interessieren die Fragmente, die Bruchkanten, die wilden Rändern. Was wird da offenkundig?

*

Wie viele von Ihnen und Euch wissen, habe ich mich in den letzten Jahren vor allem mit - wenn man so will - *konzeptionell-organisatorischen Fragen des gottesdienstlichen Lebens* beschäftigt: Forschend im Rahmen der EKD-Kirchgangsstudie, dann praktisch im Felde der Gottesdienstentwicklung. Gottesdienstentwicklung als Medium der Kirchenentwicklung, das ist mir zur Richtschnur geworden, und mit entsprechend viel Herzblut berate und begleite ich Prozesse, die auf eine regionale Gottesdienstplanung hinzielen.

Was weniger bekannt ist: Als ich mich vor gut zwanzig Jahren zum ersten Mal eigenständig auf das Feld der Praktische Theologie begeben habe, da galt mein Interesse der *Aszetik*, also der Theorie der religiösen Übung oder freier: der christlichen Spiritualität. Seit vielen Jahren bin ich auf dem Weg des Herzensgebets unterwegs, und auch in meiner kirchlichen Praxis hat die *Meditationsarbeit* immer eine wichtige Rolle gespielt.

Und als ich nun darüber nachdachte, was mir heute am allerwichtigsten ist; was ich – da ich nun einmal dankenswerterweise die Gelegenheit dazu habe – unbedingt sagen will, da bin ich auf diese *Verbindung von Liturgie und Aszetik, von Gottesdienst und Übung* gestoßen.

Was ist mit *Übung* gemeint? Ich verlasse hier einmal kurz das Feld des klassischen liturgiewissenschaftlichen Vokabulars und beziehe mich auf Peter Sloterdijk, der vor vierzehn Jahren ein hirn- und herzdurchlüftendes Werk dazu vorgelegt hat: „Du musst dein Leben ändern. Über Anthropotechnik“ (2009). Darin beschreibt er das Üben als anthropologische Konstante und definiert die Übung zunächst einmal als „jede Operation, durch welche die Qualifikation des Handelnden zur nächsten Aufführung der gleichen Operation erhalten oder verbessert wird, sei die als Übung deklariert oder nicht.“ (14) Bereits in dieser Definition von *Übung im schwachen Sinne* treten zwei Momente hervor: zum einen die *Wiederholung* und zum anderen ein *dynamisches Element*, eine gewisse Tendenz zur Höher- und Weiterentwicklung. (Diese Tendenz wird Sloterdijk im Folgenden mit dem Begriff der Vertikalspannung erläutern, aber das nur am Rande.) Übung im schwachen Sinne, man denke ans Einparken oder die tägliche Laufpraxis: je öfter, desto trainierter.

Da aber Menschen, so Sloterdijk, „auch in symbolischen Immunsystemen und in rituellen Hüllen“ existierten, verwendet er den Begriff der Übung darüber hinaus auch im starken Sinne, im Sinne *religiöser Übungen*, mit denen die Menschen seit jeher versucht hätten, noch einmal Sloterdijk, „ihren kosmischen und sozialen Immunstatus angesichts von vagen Lebensrisiken und akuten Todesgewissheiten zu optimieren.“ (23) Das übende Leben besitze dabei immer eine „*pontifikale Qualität*“ (25), weil sich Natur und Kultur, Körper und Symbol darin verbinden.

Das Beten wäre wohl die traditionellste und prominenteste Form religiöser Übung, das Segnen und Sich-Segnen-Lassen eine andere, und weitere: das Singen, das Stillesein, das Meditieren über geistliche Texte, das Sich-Bekreuzigen und so weiter.

Sie merken schon: Der Übungsbegriff hat eine Schnittmenge mit dem Begriff der sozialen Praktiken, wie ihn etwa Alexander Deeg und David Plüss in ihrer Liturgik für das gottesdienstliche Leben fruchtbar machen. Und ja, der Praxisbegriff ist

kulturwissenschaftlich vermutlich noch anschlussfähiger als der Übungsbegriff, aber eben auch um einiges unschärfer.¹

Im Begriff der Übung tritt das *individuelle Moment*, der einzelne Körper deutlicher hervor, und – gegen die vermeintliche Beiläufigkeit der Routine – *das Moment des Dranbleibens, die Wachheit*. Vielleicht am schönsten ausgedrückt von Shunryu Suzuki, wenn er im Blick auf die Zenpraxis vom „Anfängergeist“ spricht. „Im Anfänger-Geist gibt es keinen Gedanken: ‚Ich habe etwas erreicht.‘ Bei Lichte betrachtet, gibt es natürlich in jeder Übung einen Zweck, ein Um zu. Stichwort Vertikalspannung. Aber zugleich übe ich die Übung, um über das Um zu hinauszugelangen. Oder mit Erich Fried: *Wenn man ans Meer kommt, soll man aufhören zu sollen*.

*

„Wir müssen geistlicher werden“ – das ist ein oft geäußerte Forderung dieser Tage, zuletzt gerade auf dem Treffen der leitenden Geistlichen der hannoverschen Landeskirche in der letzten Woche. Wenn sich mit einer solch diffusen Anzeige eines Defizits überhaupt etwas anfangen lässt, dann womöglich am ehesten auf der Spur, die ich hier gerade verfolge.

Zu fragen wäre: Wie es um die Dimension religiöser Übung im vielfältigsten Sinne hierzulande, in unseren Kirchen und Gemeinden und auch bei uns selbst bestellt? Auf Grund der Komplexität der nötigen Versuchsanordnungen wird die religionssoziologische Forschung hier nur ansatzweise hilfreich sein. Meine Einschätzung lautet: Nicht so dolle.²

Das halte ich für einen relevanten Punkt der Quo-Vadis-Frage! Ich schlage vor, den Gottesdienst zu beschreiben als eine durchaus komplexe *gemeinschaftliche religiöse Übung*, deren Gelingen zu gewissen Teilen auf eine Praxis individueller Übung angewiesen ist.³ Übung, das ist *das Herz der gottesdienstlichen Praxis*. Ohne die geht's nicht. Der Pulsschlag, das zentrale Organ. Und genau das tritt womöglich deutlicher als je zuvor zu Tage, wenn und wo das gottesdienstliche Leben brüchig wird.

Wenn das individuelle und gemeinschaftliche religiöse Übung einander bedingen, dann hieße das für diese Zeit des Aufbrechens: Wir sollten achtgeben auf die Dimension der individuellen Übung, die bewusst pflegen und fördern (mindestens genauso sehr wie die gottesdienstliche Vielfalt!) Und wenn wir Neues schaffen, auf dem gottesdienstlichen Feld, dann gerne solche Formate, die zur individuellen Übung inspirieren, die also eine „Exerzitenqualität“ besitzen.⁴ An Pilgertagesdiensten denke ich – um ein paar ganz

¹ Auch der Begriff der rituellen Praxis deckt nur einen Teil dessen ab, woran mir hier gelegen ist.

² Auch weil wir Mainstream-Evangelischen uns traditionell nicht so sehr für fromme Übungen interessieren. Und natürlich weil Körperpraktiken spätestens seit der Aufklärung im abendländischen Christentum sowieso keine große Rolle mehr gespielt haben.

³ Vgl. Anlass und Übung als zwei Pole der Kirchengangsmotivation.

⁴ Vgl. Involvement: auch ein Grund, warum Pastores sich oft in ihren eigenen Gottesdiensten am wohlsten fühlen....

einfache Beispiele zu nennen. An Segnung und bewusstes Atmen. Und bloß keine Bange vor Stillezeiten!

Im besten Fall könnte dieses Ernstnehmen auch der eigenen individuellen religiösen Übung zu einer größeren Sorgfalt beim Sprechen und Schreiben und auch beim theologischen Denken führen. Denn das, was ich so leicht dahinsage, was ich meine zu glauben – das will ja in Beziehung gesetzt werden zu dem, was in der Übung geschieht.⁵

*

Und schließlich die wilden Ränder! Ich komme immer zurück auf das, was wir in der Coronazeit erlebt haben, an semi- und paraliturgischen Formaten. Vom Balkonsingen über die Kerze im Fenster und den Straßensegen bis zum Abendmahl in Tüten. Das waren Fragmente, Teilauskopplungen, die – wenn ich recht sehe – einen essentiellen Beitrag zum Verständnis gottesdienstlicher Übung geleistet haben. Ich träume davon dass wir mit diesen Möglichkeiten noch viel mehr spielen. Gerade wenn wir unsere elementaren Übungen – das Segnen, das Singen, das rituelle Essen & Trinken – auf Ausgang schickten, in den öffentlichen Raum, sei es der Marktplatz, der Laternenpfahl oder Instagram, wäre das immer zugleich auch ein Beitrag zur Religionsvermittlung.

Und wenn wir schon draußen in der Welt sind, dann ist auch dies hier wichtig: Das Üben hat heute auch deswegen in kirchlichen Kreisen so einen schlechten Klang, weil es vermeintlich mit dem Impetus der Selbstoptimierung (oder traditioneller gesprochen: der Werkgerechtigkeit) einhergeht. Das Starke an Sloterdijks Entwurf ist nun, dass er – über alle Orientierung am individuellen Wohlbefinden hinaus – das Üben auch auf den Umgang mit der globalen Katastrophe bezieht. Am Ende steht ein Plädoyer, dem ich mich mit Blick auf das religiöse Feld nur allzu gerne anschließen würde, nämlich der „Entschluss, in täglichen Übungen die guten Gewohnheiten gemeinsamen Überlebens anzunehmen“ (714).

*

Und nun zu guter Letzt noch einmal zurück nach Madeira:

- Noch am selben Nachmittag habe ich in einem kleinen inhabergeführten Outdoor-Geschäft perfekt sitzende neue Wanderschuhe gefunden und bin eine Woche lang blasenfrei über die Insel gewandert. Merke: Wenn ich erst einmal aufbreche, finde ich am neuen Ort nicht selten genau das Equipment, das ich brauche.

⁵ (Erfahrungen aus der Meditationsarbeit: Geistkraft und Atem; Vertrauen zuallererst eine körperliche Erfahrung; Facettenreichtum des transsprachlichen Erlebens widerspricht sich mit immer denselben Floskeln)

- Und: Es ist viel besser, ins Tal zu stottern, im ersten Gang und mit der Motorbremse, als stehenzubleiben oder in die Luft zu fliegen.
- Und na klar: Da draußen warten duftende Wälder und erstaunliche Wesen und Einsichten, über die man Gedichte schreiben sollte, bei Gelegenheit: *Gott ist blau und voller Dellen / ein alter Mann / unter der Zunge Kiesel* und so....

Vielen Dank...